

Ercheidet täglich
nachmittags mit Ausnahme der
Sonn- und Feiertage.

Abonnementpreis
monatlich 50 P., 1/2 jährl. 1.50 P.
pro ann. frei ins Haus. Durch
die Post bezogen 1.65 P.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage), durch
die Post nicht bezogen, kostet
monatlich 10 P., 1/2 jährlich 30 P.

Volksblatt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Dessau-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Bülbergasse.

Telegraphen-Adresse: Volksblatt Halle.

Notiz: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 269.

Halle a. S., Mittwoch den 15. November 1893.

4. Jahrg.

Zur Frage der Vereinheitlichung der Arbeiterversicherung.

Leider ist nach den Erklärungen der offiziellen Presse nicht daran zu denken, daß die Regierung dem nächsten Reichstage mit Vorschlägen zu einer gründlichen organisatorischen Reform der Arbeiterversicherung kommen wird. Und kann sie damit, sie würde auf unüberwindlichen Widerstand der herrschenden Parteien stoßen. Das höchste, was wir erwarten dürfen, ist eine den Unternehmer-Interessen entsprechende „Reform“ der einzelnen Gesehe. Unlängst ist es die Pflicht der nicht auf diese Interessen eingehenden unabhängigen Presse, die Notwendigkeit gründlicher Umgestaltung des ganzen Arbeiterversicherungswezens immer wieder aufs neue energisch zu betonen.

Die Grundzüge dieser Umgestaltung sind längst gegeben. Seit Beginn der Arbeiterversicherung steht die sozialdemokratische Partei auf dem Standpunkte, daß die Teilung derselben in fast gänzlich von einander getrennte, nach verschiedenen Grundrissen organisierte Gebiete ein Übel ist. Diese Ueberzeugung hat nach und nach auch in anderen Kreisen Platz gegriffen. Man sieht ein, daß die Frage der „Reform“ der Arbeiterversicherung nur auf dem Wege der Vereinheitlichung ihre befriedigende Lösung finden kann.

In diesem Sinne haben sich kürzlich die Berliner „Volkszeitung“ und die „Frankf. Ztg.“ geäußert. Beide fordern die Zentralisation. Erstere kritisiert das sich in drei Stufen aufbauende System. Zuerst die Krankenkassen, für die das Prinzip des Kasenzwanges gilt, sodann die Unfallversicherung mit ihrem unformlichen kostspieligen Apparat der Berufsgenossenschaften, welcher rein von den gewerblichen und landwirtschaftlichen Unternehmern verwaltert wird, endlich die Invaliditäts- und Altersversicherung, territorial organisiert. Schon die bloße Aufzählung zeigt, welche Prinziplosigkeit ein derartiges System bergen muß. Der historische Entwicklungsgang kann diese Ungehörlichkeit vielleicht erklären, nimmermehr aber rechtfertigen. Es fehlt so gut wie gänzlich jede organische Verbindung der einzelnen Glieder der Arbeiterversicherung; jede Stufe hat einen andern Umfang, andere Verwaltungsmaximen; vor allem ist der Anteil der Objekte der Versicherung, d. h. der Arbeiter selbst, ganz verschieden. Während man nach der Natur der Sache annehmen müßte, die Versicherten hätten darin den größten Spielraum, weil ja für sie diese Einrichtung geschaffen ist, kann, mit Ausnahme der Krankenkassen, in gewissem Umfange gar keine Rede davon sein. Es ist das einer der Punkte, in denen sich die Schwäche dieser ganzen Sozialpolitik am greiflichsten zeigt.

Neben der Forderung der Vereinheitlichung erhebt die „Volkszeitung“ weitere Forderungen. So vor allen Dingen die der garantierten Verwaltung durch Arbeitermänner. Es würden dann die hohen Kosten, namentlich der Berufsgenossenschaften, sich mindern und vor allem das entbehrliche bürokratische Schwebewert fast gänzlich aufhören; Grundbedingung wäre weiter die Schaffung eines Reichsarbeitsamtes, zu dem

das Reichs-Versicherungsamt auszubauen wäre als Zentralinstanz zur Durchführung und Kontrolle der ganzen Arbeiterversicherung. Dieser keineswegs neue Gedanke ist vielleicht zu einfach, als daß er von grünen Tische sofort begriffen würde. Das Volk aber wird ihn verstehen und die Partei, welche seine Durchführung fordert, energisch unterstützen. An seiner Durchführbarkeit ist garnicht zu zweifeln; ja wenn er länger aufgeschoben wird, wachsen erst die Schwierigkeiten. Wir bekommen eine verhäßte Bürokratie, wie sie sich bereits in den Berufsgenossenschaften zeigt.

Abgesehen davon, daß dieses Projekt für die Gegenwart bereits unberechenbaren Risiken fähig wäre, ist solches noch bedeutender für die Zukunft. Es würden sich andere Versicherungsarten, wie vor allem gegen Arbeitslosigkeit, an diesen Zentralpunkt angliedern können, während bei der jetzigen Organisation die Konfusion nur noch schlimmer, die Kosten und das Schwebewert unmaßstablicher würden.

Die Hauptchwierigkeit einer Durchführung der Zentralisation liegt ohne Zweifel in der bestehenden Organisation der Berufsgenossenschaften. Was die sozialdemokratische Presse schon so oft getan hat, tut auch die „Volkszeitung“ — sie spricht diesen Organisationen jede günstige Wirkung ab. Man hat in der Bismarck'schen Ära große Erwartungen an die Berufsgenossenschaften geknüpft, von denen aber so gut wie keine in Erfüllung gegangen ist. Neben den oft hervorgehobenen Mängeln, der Kostspieligkeit und Schwerfälligkeit der Verwaltung, droht hier die Gefahr einer Verknüpfung in einen bequemeren bürokratischen Schlenkerian.

Und von der Sorte haben wir genug in Deutschland, um keine Verneuerung zu wünschen. Auch die hochliegenden Projekte, welche in den Berufsgenossenschaften den Keim zu einer planvollen Organisation der Arbeit erblickten, hinter welcher Phrase jedoch nur die Profitgier der Unternehmer sich schlecht verbarg — auch diese Hoffnung hat getrogen — zum Heil der Konsumenten! Wohl hat die berufsgenossenschaftliche Organisation die Kartelle und Trusts mächtig gefördert; allein diese haben es immerhin nicht zu großer Bedeutung bringen können.

In ähnlicher Weise spricht die „Frankf. Ztg.“ sich aus; sie betont, daß in immer weiteren Kreisen die Notwendigkeit der Zusammenlegung von Kranken-, Unfall- und Invaliditäts- und Altersversicherung gefordert wird und bemerkt dazu: die wenigstens zum großen Teil berechtigten Klagen über allzu große Belastung der Arbeitgeber, über die Höhe der Verwaltungskosten, über die Schwierigkeit für die Arbeiter, namentlich bei freieriger Passivlegitimierung der Berufsgenossenschaften, zu ihrem Rechte zu gelangen, über die Verschiedenheit in der Rechtsprechung der Schiedsgerichte, die zu geringe bzw. gänzlich fehlende Mitwirkung der Arbeiter bei der Verwaltung — alle diese und noch eine schier zahllose Reihe von geringeren Beschwerden würden sich wenigstens auf ein möglichst geringes Maß zurückführen lassen, wenn man das jetzige bürokratische System oder vielmehr die jetzige Systemlosigkeit durch eine einheitliche, alle Zweige der

Versicherung umfassende Organisation ersetzen wollte. Das Krankenversicherungsgesetz, welches den Arbeitern wenigstens eine gewisse, wenn auch keineswegs zu weit bemessene Teilnahme an der Verwaltung einräumt, könnte eine geeignete Grundlage dieser Organisation abgeben, allerdings würde einzelne Änderungen nicht zu umgehen. Die oberste Instanz wäre in dem Reichsversicherungsamt, das selbstverständlich ebenfalls manche Erweiterung und Kompetenzerweiterungen erfahren müßte, gegeben; die Ausbildung desselben zu einem Reichsarbeitsamt würde sich im natürlichen Laufe der Dinge voraussichtlich bald von selbst ergeben. Die Regulierung der Beitragspflicht für die Gesamtversicherung könnte, wenn man sich nicht allzulehr an bürokratische Bedenken anhängt, keine allzu große Schwierigkeiten bereiten, auch dann nicht, wenn man im Laufe der Zeit das Wort „frönen“ und zur Einrichtung der Witwen- und Waienerversicherung und der Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit schreiten wollte. Unter allen Umständen würde die durch die Vereinheitlichung herbeigeführte Verminderung der Verwaltungskosten in kurzer Zeit eine nicht unerhebliche Herabsetzung der jetzt seitens der verschiedenen Kategorien der Versicherten zu machenden Aufwendungen zur Folge haben.

Nur eine allgemeine Reichsversicherungssteuer, wie sie auch von unserer Seite vorgeschlagen ist, glaubt die „Frankf. Ztg.“ sowohl aus sozialpädagogischen, wie aus finanzpolitischen Gründen nicht befürworten zu können; sie erachtet vielmehr die gemeinschaftliche Aufbringung der Kosten durch Unternehmer, Arbeiter und Reich für „den allein richtigen Modus“.

Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen; unsere des öfteren geäußerte Ueberzeugung geht dahin: Es muß für die allgemeine Versicherungsorganisation auch eine neue finanzielle Basis geschaffen werden.

Es ist ein Unrecht, alle diejenigen reich und wohlhabenden Leute, welche nicht als Unternehmer im Sinne des Gesetzes Arbeiter beschäftigen, in der Pflicht der Beitragszahlung für die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung ganz oder teilweise auszuscheiden. Unsere Arbeit, Reichthümer, alle unsere Finanzgrößen, die nichtstehenden Millionäre, Aktionäre, Börsenmänner „arbeiten“ mit dem geringsten Schweiß und Blut des arbeitenden Volkes. Für sie auch muß der Arbeiter seine Gesundheit, seine Kräfte verschleudern, sein Leben opfern. Und alle diese Leute können höchstens mit durchweg geringen Beiträgen für die Invaliditäts- und Altersversicherung, reichlich für die von ihnen beschäftigten Personen in Betracht.

Das soziale Versicherungswesen geht die Gesamtheit der Staatsbürger an und nicht nur einzelne Gruppen derselben. Und deshalb müssen alle ihren Beitrag dazu leisten nach Verhältnis ihres Vermögens bzw. Einkommens. Nur auf diese Weise wird das Reich dauernd die Mittel gewinnen können, welche die ganze Einrichtung erfordert.

Die Versicherung in allen einzelnen Zweigen muß erstreckt werden auf alle Staatsbürger ohne Unterschied, höchsten mit der Einschränkung: „für alle, welche nicht nach-

Das Diamantauge. Roman von E. L. Serrville.

(Nachdruck verboten.)
Herrn v. Serrville, dessen Portfeuille verschunden war, fand man schon kalt. Barney hingegen atmete noch und konnte dem mit dem ersten Verhör beauftragten Beamten noch einige Worte sagen. Barney bekannte, daß er Herr v. Serrville in eine Falle gelockt habe, aber er gab vor, selber getäuscht worden zu sein und zwar von einem Raubmörder, dessen Namen zu nennen er sich weigerte. Im übrigen herrschte aber das tiefste Dunkel über die Ursachen eines Doppelmordes und dürfte dieses Geheimnis wohl nie aufgeklärt werden.

Herr v. Serrville wurde in seine Wohnung, welche Barney bezogen hatte, überführt. Kurz nach dieser Angabe hatte letzterer den letzten Atemzug getan. „Da mein früherer Vormund in Paris keine Inverwandten besitzt, wurde ich durch ein Telegramm herbeigerufen und ich beichte mich, diesen Ruf zu folgen. Nachdem ich Herrn von Serrville die letzten Ehren erwiesen hatte, traf ich in meinem Hause alle Schutzmaßregeln, die Ihr Interesse erheischt. Darauf hielt ich es notwendig, Ihnen persönlich das tragische Ereignis zu berichten.“

Natalie verzog einige Thränen und stellte an Leopold mehrere Fragen, auf welche er nur mit Belegenheit antworten konnte, sei es, daß er wirklich nicht anders konnte, oder, daß er nicht gerne auf gewisse Details eingehen wollte. Nach einigem Nachsinnen erwiderte sie: „Ich danke Ihnen, Herr Harcourt, für die Ergebenheit, die Sie mir in diesen unglücklichen Verhältnissen zu erkennen geben. Was mich anbetrifft, so will ich nicht etwa eine beschwerliche Trauer betreiben. Es ist niemandem hier entgangen, welchen tiefen Kummer mir Herr von Serrville bereite, und ich schliesse

aus Ihrer Zurückhaltung, daß sein Tod von einigen Besonderheiten begleitet war, die man nicht gut berichten kann. Dessenungeachtet werde ich seinem Andenken niemals Völes nachsagen. Ich werde die Trauer um ihn nach Gebühr und mit Würde tragen.“

Man unterhielt sich noch einige Augenblicke über verschiedene Angelegenheiten. Endlich bemerkte der Arzt: „Nun, Madame! Sie haben jetzt, glaube ich, keinen annehmbaren Grund mehr, die Farm zu verlassen und Sie werden sich hoffentlich wieder hier einrichten, wie zuvor!“ — „Das ist sehr wahr, meine Tochter“, rief Frau Hubert mit Eifer. „Jetzt rufen Dich keine Pflichten mehr nach diesem bösen Paris!“ Natalie überlegte. „Ich willige darin ein“, erwiderte sie endlich, „aber nur unter einer Bedingung.“ — „Welche?“ fragte Colardeau lebhaft. — „Diese Bedingung ist, daß Herr Merot, oder die unbekante Person, die er vertritt, mich als Miterbin betrachten und den Mietszins von mir nehmen will.“

„Alles schweig“, Madame!“ sagte Leopold nach einer Pause, mit niedergedrückten Augen. „Es darf hier keine plötzliche Ueberzeugung obwalten und ich möchte nicht etwa später von Ihnen deshalb getadelt werden. Erfahren Sie denn, daß Merot nur mein Bevollmächtigter ist, der wirkliche Eigentümer der Farm bin ich. Wenn es Ihnen beliebt, sich wieder hier einzurichten, so werde ich alle Bedingungen, welche Sie an mich stellen, annehmen, selbst die, daß ich nur mit Ihrer besonderen Erlaubnis hieher kommen darf.“

„Und diese Erlaubnis“, verzogte Colardeau, „wird sich nicht länger hingezogen, als ein Jahr; nach der gesetzlichen Vorfrist.“ Natalie wies mit einem strengen Blick diese unpassende Aeußerung zurück. Sie erhob sich, und indem sie Leopold die Hand reichte, sagte sie laut: „Ich will mich allem gegenüber nicht streng zurückweisend verhalten. Es

ist abgemacht, Herr von Harcourt, ich werde Ihre Miterbin.“ — „In der Erwartung eines Besseren, Natalie“, flüsterte Leopold. „Lassen Sie uns einfallen unter irgendiges Verwandschaftsbündnis wieder aufnehmen.“ Natalie antwortete nicht und umarmte ihre Mutter.

Schluss.

Man erfährt niemals wieder etwas über die kolossale Summe, um welche Serrville verbannt wurde und über den Verbleib der Erklärung, die er so unklugerweise unterzeichnet hatte. Diese Erklärung ist unzweifelhaft aus Furcht, daß sie auf die Spur der Diebe führen könnte, vernichtet worden, während die Banknoten von den rohen Trunkenbolden wahrscheinlich vergeudet wurden. Was den Diamant, das Auge des Widmann, anbelangt, so verlegte man derselben auch hier nicht seinen Verfall: all seinen Besitzern Unglück zu bringen. Kurze Zeit, nachdem ihn die beiden Juweliere gekauft hatten, wurde dem einen derselben in eine Raub der ganze Laden von Spichboden vollständig ausgeräumt, während der andere, durch einen Bankrott ruiniert, sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf jagte.

Ungefähr achtzehn Monate nach dem Tode Serrvilles promenierte an einem prächtigen Sommerabend ein junger Mann und eine junge Frau in eleganter Toilette am Strande von Plonhavel.

Das Meer war vollkommen ruhig und die Wellen bespülten nur schwach den Sand. Beim Untergange der Sonne verschwand die Umrisse des neuen Leuchtturms nach und nach immer mehr im Nebel und die Gemäuer schienen sich mit dem Himmel zu verbinden. Ueber die weiten Sandstreden hinweg suchten Wasserfögel die Felsenriffe zu gewinnen, während aus dem in einiger Entfernung belegenen Dorfe freudige Kinderstimmen und lustige Matrosenlieder ertönten. Durch dieses verschiedenartige Brausen hindurch,

ntem
in ff
ndern.
kein
en ist
it ba-
zshn
beiden
h füra
ber
ingem
um
ent-
t die-
schiffst.
Bolls-
ungen
halten
seines
Neube-
nant
Nache
aus
mdge-
auf
11. i.
Detail-
Partei-
nia.
Kramer
nd Ged-
er Auf-
der
Quelle
ler und
Seite 12).
Ludwig-
Schmidt
geheh-
Koch
und
Gretschel
er Karl
1). Dem
dem
(Unter-
S. Karl
ein S.
Schäfer
1). Dem
traße 25).
(Gitten-
Gretschel
er Müller
er August
er Fried-
Wittchen
aus a. 2).
Somafas-
Halle.
nder
4.
ndlung.
n
st,
eef
omp.
achf.
51.
Kapazier-
arbeiten
Defortant
Halle 4.
en.
Paraturen
gut und
Nr. 22 p.
h. d. Hauje
er 25. S. 1.
en billig ge-
klaubt 5.
nd verkauft
Halle 16.
Halle 15, p.
ohne Post
Schubchen.
Schiffliche
Nr. 2 Kr.
Anreiger
p?
pneider sein.
kost sie ein
t nicht.
lagen;
es nicht.
demokraten.



weilich ein ausreichendes Einkommen haben, um im Falle der Krankheit, der Erwerbsunfähigkeit gegen Not geschützt zu sein.“ Es darf nicht gefragt werden, ob jemand Lohnarbeiter, selbständiger Gewerbetreibender, Beamter oder Bediensteter ist.

Wer die Versicherung der Arbeiter in dem von uns gekennzeichneten Umfang will, der muß nach unserem Dafürhalten auch für die Reichsversicherungssteuer sich erklären. Und zwar sowohl aus sozialpädagogischen wie aus finanzpolitischen Gründen, die nach unserer Darlegung ganz offen zu Tage liegen.

Wäge man jetzt noch auf Seite der Regierung und der herrschenden Parteien sich hinüber, zur Zentralisation der Arbeiterversicherung auf der entwickelten Grundanlage zu schreiben — bauernd werden sie der Erfüllung dieser Nowendigkeit sich nicht entziehen können!

Rundschau.

Die Eröffnung des Reichstags wird nach einer Bekanntmachung im „Reichsanzeiger“ am Donnerstag den 16. November um 12 Uhr mittags stattfinden.

Dem neuen preussischen Landtage werden u. a. angehört: 6 Regierungspräsidenten und Staatsminister, 43 Landräte, 114 Majors, 12 Ritters, Herrschafts-, Guts- und Hofbesitzer, 56 Richter, 12 Reichsanwälte, 15 Gelehrte und Ärzte, 11 Geistliche, 13 Rentiers, 6 Sommerrentiere, 22 Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, 4 Schriftsteller und Redakteure und 8 Offiziere. — Eine hübsche „Volksvertretung“!

Das preussische Staatsministerium hat in seiner letzten Sitzung das Disziplinar-Erkenntnis des brandenburgischen Provinzial-Schulkollegiums, durch welches der Rektor Alwardt seines Amtes entsetzt wird, lediglich bestätigt. Alwardt war seit dem Jahre 1889 suspendiert und während dieser vier Jahre hat die Stadt Berlin ihm sein halbes Gehalt zahlen müssen.

Bei den Berliner Stadtverordnetenwahlen wurden am Montag in der 3. Abteilung sechs Sozialdemokraten gewählt, zwei kommen in Stichwahl. Andere Berliner Genossen haben also wiederum drei Mandate gewonnen.

Seine Majestätsbeleidigung. Aus Mühlenhausen wird unter dem 10. November berichtet: „Die hiesige Strafkammer hat in ihrer gestrigen Sitzung fünf Wähler aus Treffurt, die in einer Wahlversammlung beim Ausbringen des Hochs auf den Kaiser sich gelieben waren, freigesprochen. Der Gerichtshof hat nicht zu der Ansicht kommen können, daß, wenn auch einige von den Angeklagten sich gelieben seien, hierin eine Majestätsbeleidigung zu erblicken sei. Es sei das allerdings ein Verstoß, um eine Majestätsbeleidigung zu vollenden, müßten aber — außer dem Nichtaufstehen — Nebenumstände, wie Äußerungen oder Handlungen kommen.“

Wir können in dem einfachen Sittenleben bei einem Hoch auf den Kaiser auch keine Majestätsbeleidigung erblicken, aber viele Gerichte haben gegenteilig entschieden und die Angeklagten mußten ins Gefängnis wandern. Man sieht, wie launisch unsere Justiz manchmal ist.

Bergmannslos. Aus dem Saarrevier, 10. Nov. Der Bergmann Nikolaus Müller 22 aus Fischlisch wird wegen seiner Beteiligung am jüngsten Unstuh abgelegt worden. Infolgedessen lebte er mit seiner Frau und sieben Kindern in recht dürftigen Verhältnissen. In diesen Tagen nun erfolgte seine Wiederanlegung und damit die Aussicht auf Verdienst, der bei der gegenwärtigen flotten Kohlenförderung ein lohnender zu werden verspricht. Gestern fuhr Müller in der Abteilung Lampenest der Grube von der Hand seine erste Schicht. Es sollte seine letzte sein; hereinbrechendes Gestein begrub ihn und der Tod erlöste ihn bald von seinen Leiden. — So berichtigten bürgerliche Wähler. Das Familienpaar ist seinen Leiden erlegen — aber die Familie? Davon schweigt des Sängers Höflichkeit — die Familie kann zu hungern. Die wenigen Beizeilen fassen ein launiges erstickendes Drama aus dem Arbeiterleben in sich zusammen.

Zum Fall Grabnauer läßt die „Sächs. Arbeiterz.“ nachdem sie die völlige Grundlosigkeit zu einer Verhaftung Grabnauers und die fauchschularigen Paragrafen der säulerte vom gotischen Glockenturm in Plouhavel die Glocke zum Gebet des Angests.

Die beiden Spaziergänger schritten still nebeneinander fort, vertieft in der Betrachtung dieses melancholischen und doch so harmonischen Tableau's. Die junge Frau drückte den Arm ihres Begleiters an ihre Brust und unterbrach die Stille, indem sie mit bewegter Stimme sagte:

„Ach, mein Leopold! Welche traurige und bittere Erinnerungen erwachen in mir bei dem Anblicke dieser Orte!“

„Sie stimmen nicht zu unserem jetzigen Glücke, meine heißgeliebte Natalie! Würde uns dieses Meer nicht schon und erquickend erscheinen, wenn es sich uns nicht schon einige Male in schäumender Wut gezeigt hätte? Aber vergessen Sie“, fügte er hinzu, indem er seine Stimme mächtig, „vergessen Sie, daß uns eine neue und hoffnungsreiche Freude winkt, die Ihren Blick von allen diesen trüben Erinnerungen ablenken sollte.“

Natalie errödete und drückte ihre Lippen auf die Wangen Leopolds, um ihr Erdröten zu verbergen. „Ach ja!“ flüsterte sie, „Das ist eine Gnuß des Himmels! Ich werde bald Mutter sein!“

„Sie gingen einige Augenblicke innig umschlungen und in stillen Sinnen nebeneinander. Plötzlich leuchtete durch den Nebel, gleich einem Feuersterne, ein rotes Licht auf, welches auf den Gesäußern wiederstrahlte. „Lassen Sie uns gehen, meine inniggeliebte Natalie. Widouret beleuchtet schon den Turm und es beginnen stille Winde zu wehen. Wir wollen heimkehren; die Abendröthe könnte Ihrer Gesundheit schädlich sein.“ Unter dem Austausch süßer Liebesworte gelangten sie wieder zur Farm.

U n d e.

Militärstrafprozeßordnung nachgewiesen, sich folgendermaßen aus:

„Wir fragen aber nun weiter: Was lag für ein Grund vor, der diese Verhaftung rechtfertigte? Warum war es nötig, unseren Genossen keinen Verstoß zu entziehen, ihn drei Wochen lang in der strengen Unterzuchungszelle des Militärgefängnisses von der Welt abzusperren und seinen feiner Angehörigen und Fremde zu ihm zu lassen? In der That hatte die Behörde keinen weiteren Grund für ihr Vorgehen, als eine aus dem Zusammenhang herausgerissene Notiz unserer Zeitung, in der gesagt war, daß Genosse Grabnauer dazu beigetragen habe, soweit dies unter den schwierigen Verhältnissen möglich war, den Sozialismus unter die Leute zu bringen, welche die Bajeonette tragen. Diese an und für sich unverständliche Notiz wird erst im Zusammenhang verständlich und wir wollen deshalb auseinanderlegen, wie jene Worte überhaupt in die Zeitung hineinkamen. Sächsisch-„Ordnungs“-blätter hatten eine Notiz gebracht, in der sie in häßlicher Weise erzählten, wie ein fönigstreuer Kohlenhändler in patriotischer Entrüstung dringend ersucht habe, Grabnauer, der ihm als Einquartierung zuteil war, nicht ihm zuzuteilen. Diese Notiz zwang uns zu einer Erwiderung, obgleich Grabnauer von Anfang an die feste Absicht hatte, über seine Militärzeit nichts in die Öffentlichkeit zu bringen. Auf die Weise herausgefordert also, berichtete er der Wahrheit gemäß, daß gerade der Unteroffizier, welcher das zweifelhafte Glück hatte, bei jenem patriotischen Kohlenhändler unterzukommen, allgemein seines Quartiers wegen bedauert wurde, während unser Genosse selbst einen vorzüglichen Quartierwirt bekam. Um jedoch unseren Gegnern die Freude ein wenig zu verderben, die sie bei dem Gedanken hatten, daß ein Sozialdemokrat von einem patriotischen Bürger so kräftig deutsch abgechüttelt worden war, fügte unser Genosse hinzu, daß er im übrigen während seiner Lebenszeit durchaus nicht in dieser tothnählichen Weise behandelt wurde, sondern allenthalben von den Unteroffizieren und Mannschaften seiner Kompanie gern gesehen war. Nicht der Patriotismus habe dem Sozialdemokraten über mitgespielt, sondern der Sozialdemokrat habe Gelegenheit gehabt, Propaganda für seine Idee zu machen, weil sich die Unteroffiziere und Mannschaften vielerlei ein ganz anderes Bild von einem Sozialdemokraten gemacht hatten und nun darüber nachzudenken begannen, ob denn die Sozialdemokratie wirklich so „schredlich“ wäre.“

„Zu diesem Nachdenken trugen die Herren Offiziere auch ihr gut Teil bei, indem sie durch verschiedene Maßnahmen die Aufmerksamkeit der Mannschaften auf Grabnauer lenkten. So hatte der Major ihn eigens zu sich gebieten und ihm eine längere Rede gehalten; der Hauptmann der Kompanie, bei welcher Grabnauer zuerst eingestellt war, hatte ihn, jedenfalls um ihn los zu sein, in eine andere Kompanie verlegt; ein anderer Hauptmann warnte einige Soldaten davor, mit jenem Sozialdemokraten zu verkehren u. s. w. Alle diese Dinge haben naturgemäß bewirkt, daß in Kreisen, in welchen dies sonst nicht der Fall gewesen wäre, die Aufmerksamkeit auf die Sozialdemokratie gelenkt und das Nachdenken über dieselbe angeregt wurde.“

„Daß Grabnauer, welcher als woiwischer Sozialdemokrat sich der schärfsten Ueberwachung bewußt sein mußte, sozialdemokratische Betrugsbemühungen während seiner Dienstzeit machen oder Flugblätter verbreiten würde u. s. w. u. s. w., dies anzunehmen, war nur der Einsicht der Militärjustizbehörde vorbehalten.“

„So und nicht anders mußte die Notiz der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ verstanden werden. Hatte also unser Genosse irgend welche Veranlassung zu dem Glauben, bei sochem Zusammenhang der Dinge etwas Strafbares begangen zu haben? Gewiß nicht. Wenn der Staatsanwalt im bürgerlichen Leben irgend welchen Grund zum Einmarschen vermutet, so pflegt er zuerst zu untersuchen. Er stellt unter der Hand Nachforschungen an, läßt so geheim als möglich Vernehmungen anstellen, und sobald er genügendes Material gesammelt hat, geht er gegen den seiner Meinung nach Schuldigen vor. Anders die Militärbehörde. Sie sammelt nicht vorher Material für ein eventuelles Unterzuchungsverfahren, sie prüft nicht, liegt überhaupt irgend etwas Strafbares vor, sie greift sich einfach mit rauher Hand ein Menschenrecht heraus und sucht nun aus dem von jedem Rechtsbestand Abgeschmittenen irgend ein Verbrechen herauszufischen.“

„Aber „wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.“ Vernehmungen über Vernehmungen fanden statt, die ganze bürgerliche Welt wurde wieder einmal durch den Militarismus in Aufregung versetzt. Was war das Resultat? Unserem Genossen wurde am Freitag eröffnet, daß Sr. Maj. Kaiser Prinz Georg befohlen habe, die Untersuchung gegen ihn einzustellen.“

„Das, was wir von vornherein gesagt haben, ist also wirklich eingetroffen, die Militärbehörde hat mit ihrer Verhaftung unseres Genossen einen höchst unglücklichen Griff gethan. Sie hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn durch diesen Fall wiederum die Kulturwürdigkeit des jetzigen Militärgerichtsverfahrens mit erschütternder Deutlichkeit vor Augen aller Welt geführt worden ist und der Ansturm gegen solche Zustände erneute Kraft gewinnt.“

Wir freuen uns dieses Ausganges des Falles Grabnauer, den wir wie unser Dresdener Bruderblatt vorausgesehen haben — umso mehr, als dieser Ausgang wieder eine effektante Niederlage des Militarismus bedeutet.

Die Unparteilichkeit der Dame Justitia erhellt wieder einmal recht deutlich aus einem Vorgange, der aus einer Verhandlung vor dem Schöffengerichte zu Löbau in Sachen bekannt geworden ist. Danach hat sich der Rittergutsbesitzer Hänichen auf Pöblitz, der bereits vorher wegen seines gewaltthätigen Vorgehens mehrfach vorbestraft war, gegen eine polnische Dienstmagd rühe Gewaltthätigkeiten zu schulden kommen lassen, indem er dieselbe mit der Keitpeitsche geschlagen und ihr Fußtritte versetzt hat. Durch die Schläge mit der Keitpeitsche, die nicht bloß den Rücken, sondern auch den Kopf trafen, trug die Magd u. a. eine Verletzung am Auge davon, die sie zwang, sich in ärztliche Behandlung zu begeben. Zu dieser Behandlung hat sich der Angeklagte dadurch hinreißend lassen, daß die Magd,

die entlassen worden war, noch mehrere Male zurückkehrte und sich schließlich des Hausfriedensbruchs schuldig machte. Der Rittergutsbesitzer Hänichen wurde schließlich zu 100 M. Geldstrafe, die polnische Magd aber wegen Hausfriedensbruchs zu drei Wochen Gefängnis verurteilt.

Als der Herr Rittergutsbesitzer, der schon mehrfach wegen seines gewaltthätigen Vorgehens vorbestraft ist, erhält für seine Höheit 100 M. Geldstrafe, die arme polnische Magd, die sicher nicht aus Liebe zu dem feinen Herrn zurückgekehrt ist, erhält drei Wochen Gefängnis. Einem Kommentars bedarf es hier nicht!

In einer schlimmen Lage befinden sich — wie der „Frei. Zit.“ aus Gera gemeldet wird — die Weber, die sich nach Einführung der Mac Kinley-Bill nach Nordamerika locken ließen. Einer von ihnen schreibt von dort: „Am 5. August haben alle Fabriken der Neu-England-Staaten mit Ausnahme einiger, die nur weißes Zeug verfertigen, zugemacht. Bedenke, die Fabriken, wo ich arbeite, beschäftigen an 2600 Arbeiter. Eine andere Fabrik hat 10 000 Stühle, und 5000 Arbeiter famen außer Beschäftigung. In mehreren Städten im Staate Massachusetts ist es derselbe Fall. Kurz, bis zum 26. August standen 40 000 Stühle und 3 500 000 Spindeln in den Neu-England-Staaten still. Mehrere Fabriken haben zwar wieder angefangen, aber mit einem Lohnabdruck von 8—15 Prozent.“ — Solch Elend kann nur eine kapitalistische Gesellschaft anrichten. Weg mit ihr!

Das neue österreichische Ministerium. Das amtliche Blatt in Wien veröffentlicht ein Hand schreiben des Kaisers, worin das Entlassungsgeheiß des Gesamtministeriums Laaffe angenommen wird und Fürst Windischgrätz zum Ministerpräsidenten, sowie die folgenden Minister ernannt werden: Marquis Vacquhem; Inneres, Burmann; Handel, Ritter von Mabezki; Unterricht, Dr. v. Pleuer; Finanzen, Jaworski; ohne Portefeuille, Graf Schönborn; Justiz, Graf Wersersheim; Landesvertheidigung, Graf Falkenberg; Ackerbau. Das Parlament wird für den 18. oder 20. November wieder einberufen.

Das Ministerium Windischgrätz ist nun endlich zu Stande gekommen, ein Ministerium, das aus je zwei Vertretern dreier politischer Parteien besteht und außerdem drei spezielle, feiner Partei angehörige Vertrauensmänner des Kaisers zu seinen Mitgliedern zählt. — Die selbsten Mißgeburten des Parlamentarismus, die je geisterte.

Bei den Kommunalwahlen in der italienischen Stadt Ancona, Provinz Bologna, drang die ganze sozialistische Liste mit einer Mehrheit von 300 Stimmen durch.

Ein großer Follschwindel ist in Rom ans Tageslicht gekommen. Der Großhändler Pinto in Novara hat im Einverständnis mit dem Zollinspektor Gallina und dem allmählichen Chauvet die Staatskasse durch Vorweisung gefälschter Schriftstücke um vierhunderttausend Lire betrogen. Chauvet, der durch seinen Einfluß auf die Zollbehörde die Gefährdung eingeleitet hatte, streich dafür ein Fünftel von angeblich 30 000 Lire ein. Seine Verhaftung erregt um so größeres Aufsehen, als sie mit Entfaltungen des Abgeordneten Cavallotti über das Vorleben und die früheren Taten Chauvet's zusammenfällt. Cavallotti erklärte nämlich, durch Schriftstücke nachzuweisen zu können, daß Chauvet nur durch fortgesetzte Erpressungen (darunter an Kardinal Antonelli), durch große Artigkeiten, sowie durch Halten einer gemeinen Spielhölle reich geworden sei. Tatsächlich beantragte schon 1882 der Staatsanwalt gegen den in eine Erpressungsaffäre verwickelten Chauvet hiebeneinhalb Jahre Zuchthaus. Chauvet wurde in diesem Falle zwar freigesprochen, democh kennt derselbe das Gefängnis aus früheren Jahren, da er schon beim Militär wegen Betrugs drei Jahre erlitten. All dies hinderte nicht, daß Chauvet seit Depress's Oberpreknappe sämtlicher Ministerien war, bis endlich Giolitti vor dem Ansturm der öffentlichen Meinung sich entschlossen hat, den Mann abzuschnüdeln, was Giolitti's Leibblatt, der „Folchetto“, heute auch zu den Verdiensten Giolitti's rednet.

Kapitalistische und proletarische Entlohnung. Der Pariser „Figaro“, das Organ der Arbeiter und Lebensmänner des Boulevard's, berechnet den durch den Streik im Bas de Calais einer einzigen Kompanie, der von 288 verurachteten Schaben auf 990 000 Franks, darunter 600 000 Franks entgangener Gewinn und der nicht geförderten Kohle. Wenn die Arbeit nicht unterbrochen worden wäre, so hätten die Arbeiter während der 42 Tage des Streiks 42 mal 8000 Löhnen d. i. 336 000 Löhnen Kohle gefördert, was einem Gewinn von 672 000 Frks. (2 Frks. 4 Lohne) entspricht. Der offenbar im Namen der so schwer geschädigten Ausbeuterkompanie sprechende „Figaro“ legt das Rechenexempel jedoch nicht bis zum Ende fort. Wenn man nämlich etwas weiter rechnet, ergibt sich folgendes: Der Jahresgewinn der Kompanie von Lens ergibt nach den Angaben des „Figaro“ die Summe von 4 800 000 Franks. Die 3000 Aktien der Gesellschaft sollen sich in 300 Händen befinden, jedoch auf jeden Aktionär ein Jahresgewinn von Frks. 16 000 entfällt. Die Arbeiter, über- und unter Tage, der Kompanie erhalten nur einen Durchschnittslohn von Frks. 1411 resp. nach Wegung unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, Franchet u. von Frks. 1272. Jeder der 300 Aktionäre erhält also täglich Frks. 43.58, jeder Arbeiter Frks. 3.48 von dem Ertrage der Grube. So entlohnt der Kapitalismus diejenigen, die arbeiten, und diejenigen, die andere für sich arbeiten lassen.

Parleinachrichten.

— In einer Privatgasse des Herrn Hans Blum gegen unseren Genossen Manfried Wittlich wegen Verletzung durch einen Weinkel in „Wäler“, wurde Wittlich zu 500 Mark Geldstrafe verurteilt. Blum, der auch noch eine Geldstrafe von 500 Mark haben wollte, wurde mit seinem Antrage abgewiesen.

Lokales und Provinziales.

Volle a S., 14. November.

Auf die Volksversammlung, welche heute (Dienstag) abend im Saale des „Konertshaus“, in der Straße hinter dem unter Simons auf die für die Parteigenossen und Genossen wichtige Tagesordnung hiermit noch ganz besonders aufmerksam.

Geschäftshaus

Gründung
1859.

J. LEWIN

Gründung
1859.

Marktplatz 2 u. 3.

Halle a. S.

Marktplatz 2 u. 3.

Grösstes Warenhaus der Provinz Sachsen.

Mittwoch den 15. November

Eröffnung

meines diesjährigen grossen

Weihnachts-Ausverkaufs

in sämtlichen Abteilungen meines Hauses.

Durch aussergewöhnlich günstige Warenabschlüsse konnte ich die einzelnen Läger sehr reichhaltig und mit sehr billigen Preisen ausstatten. In tausendfacher Auswahl sind Artikel aufgenommen, welche sich besonders zu nützlichem

Fest-Geschenken

eignen und welche ich infolgedessen meiner geehrten Kundschaft zu ihren **Weihnachts-Einkäufen** angelegentlichst empfehle.

Abteilung I.

Kleiderstoffe, Sammete und Seidenwaren.

Täglicher Verkauf von Resten und einzelnen Roben knappen Masses weit unter Preis.

Abteilung II.

Gardinen, Teppiche, Möbelstoffe, Pomtiären, Sophadecken, Tischdecken, Kommodendecken, Bettdecken, Reise- und Schlafdecken, Schlummerkissen und Rollen, Fellvorlagen, Läuferstoffe.

Abteilung III.

Lamas, Flanelle, Kleidertuche, Kleiderbarchente, Warps, Boys, fertige Unterröcke.

Abteilung IV.

Bettzeuge, Inlettstoffe, sämtliche Negligéestoffe, Handtücher, Servietten, Tischtücher, Taschentücher, Leinen, Dowlas und Hemdentuche, vorgezeichnete und fertige Paradehandtücher, Tischläufer, Servierdecken etc. etc.

Ein grosser Posten einzelne Taschentücher weit unter Preis.

Abteilung V.

Kapotten, Muffen, seidene und wollene Cachenez, Trikottailen, Plaids, Ballshawls, Handschuhe, Strümpfe, Shawls, Jagdwesten, Strickjacken, Unterhelikleider, Schirme.

Abteilung VI.

Seidene Tändelschürzen, Hausschürzen, Hemden für Damen, Herren und Kinder, Krage, Vorhemden, Manschetten, sämtliche Normalwäsche.

Neu aufgenommen!

Abteilung VII.

Neu aufgenommen!

Knaben-Anzüge, Knaben-Paletots und Schuwaloffs, Knaben-Kittel mit Sammet-Koller mit dazu passenden Sammethöschchen.

In meinem einzig am hiesigen Platze bestehenden grossen Spezial-Etablissement für

Damen- und Kinder-Konfektion

im Ratskeller-Neubau:

Jacketts, Mäntel, Paletots, Capes, Pelerinen, Blusen, Kostumes, Morgenröcke, Jupons, Krimmer- und Plüschkragen, Mädchen-Mäntel, Mädchen-Kleider

für das Alter von 1-16 Jahren.

Weitaus reichste Auswahl in allen Genres von der einfachsten bis zur hochelegantesten Art, von den billigsten bis zu den besten Qualitäten.

Aufnahme nur von Warengattungen bester und solidester Beschaffenheit.

Feste, anerkannt niedrigste Preise.

Umtausch jederzeit gern gestattet.

Die Frau der Nr. 4237.

Von Sophie Kropotkin.

Aus dem Französischen von R. Berg.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Mit ruhiger Stimme setzte Juliens Gatte kurz den Sachverhalt auseinander. Was konnte er weiter sagen, als daß er der Verteidiger seiner Kusine gewesen, daß er auf den gewissenlosen Schuft mit dem Messer losgegangen, weil dieser seine Kusine verführt und dann treulos verlassen habe.

Der Staatsanwalt ließ nun eine lange Rede vom Stapel, in welcher er über die Sittenlosigkeit der arbeitenden Klasse schimpfte und die Mißhandlung und Verbohung sowie den Widerstand, welchen Jean bei seiner Festnahme bewiesen, als große Vergehen hinstellte, die dem Richter, den Angeklagten mit fünf Jahren Zuchthaus zu bestrafen.

Jean wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. — Die alte Mutter erlag diesen Jamers nicht mehr lange, man trug sie vierzehn Tage nach Jean's Verurteilung hinaus auf den Kirchhof.

Jean wurde fahlgelochten, barbiert, in Sträflingskleider gesteckt und nach der Zentrale geschafft. Es war schon längst Mitternacht, als Julie, noch immer am Fenster, liehend von ihrem ermüdeten Körper an die Küche gemahnt wurde. Sie stützte den Kopf auf die Arme und starrte schlaftrunken durch das offene Fenster.

Um 5 Uhr morgens hatte Julie keine Ruhe mehr, um sieben Uhr klingelte sie schon an der Gefängnisporte. „Ist der Direktor schon zurück?“ war ihre erste Frage an den sie einlassenden Beamten.

„Ja, zurück ist er schon, aber er wird nicht vor 8 Uhr kommen,“ damit ließ er sie stehen.

Sie nahm schließlich Platz auf einer Bank. Neun Uhr, zehn Uhr. Man sagt ihr, daß der Direktor sich nach der Bräufker begeben habe. Soldaten kommen und gehen, wechseln Worte in einem Dienstunterwärsch, welches Julie nicht versteht. Sie wartet noch immer, jede Minute scheint ihr eine Ewigkeit zu sein.

Sie versteht endlich einige Worte von der Unterhaltung der Soldaten, sie hört, daß einer derselben aus dem Hospital gekommen ist und wendet sich an ihn.

„Sagen Sie mir, mein Herr, was muß ich thun, um den Direktor zu sprechen. Ich bin gekommen, um meinen Mann zu sehen, aber ich habe noch keine Erlaubnis.“

„Wer ist Ihr Mann?“

„Jean Tissot, er lag gestern im Hospital.“

„Wo arbeitet er denn?“

„In der Perlmutterwerkstatt.“

„Jean Tissot, Nummer 4237?“

„Aber wie kommen Sie dazu, ihn sehen zu wollen. Man wird ihn in einer Stunde beerdigen. Wissen Sie nicht, daß er gestorben ist?“

Ein Schmerzensschrei entrang sich aus der Brust der armen Frau. Ihre Knie zitterten, sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verlassen, als sie endlich den Oberwächter bemerkte, welcher gestern jenseit Wägenführer für sie hatte. Sie eilte ihm entgegen, in der Hoffnung, daß er die Schreckensnachricht für erfunden erklären würde.

Weider war die Sache nur zu wahr.

Der Oberwächter lud sie in hereinzutreten und die 22 Fr. (1760 M.), welche der Verordnende im Gefängnis verbietet, in Empfang zu nehmen. Gleichfalls würde sie auch ihres Mannes Sachen erhalten.

Julie hörte nichts mehr, bleich, wie ein Leichentuch war ihre Gesichtsfarbe, die Augen waren aus ihren Höhlen getreten. Sie stützte sich auf das Gitter und stieß einige Baitte aus, die niemand verstand.

Endlich sagte sie:

„Werden Sie mich von ihm Abschied nehmen lassen?“

„Durchaus unmöglich, das Reglement verbietet es. In einer Stunde wird das Leichenbegängnis stattfinden, der Sarg wird an dieser Thür vorbeigebracht werden. Sie dürfen dann dem Zuge bis zum Kirchhofe folgen.“

Julie setzte sich auf die Treppentufen, wo sie regungslos wie eine Bildsäule verharrte. Sie sah und hörte nichts mehr. Plötzlich fuhr sie zusammen und stürzte auf das Gitter zu, hinter welchem eine Stimme Totengäbte herleierte. Das Thor wurde geöffnet. An der Spitze des Zuges ging ein Gefangener, welcher ein großes Kreuz trug und Gebete murmelte. Ihm folgte ein Pfaffe im weißen Kleide, welcher gleichgültig vor sich herblühte. Vier Gefangene trugen den Sarg, welcher mit einem grauen Totentuch bedeckt war. Vier andere Gefangene folgten dem Sarge, sie mußten die vier Träger ablösen. Hinter ihnen gingen zwei Soldaten, welche lustig mit einander plauderten.

Kein Freund, kein Kamerad seiner Werkstatt folgte dem Zuge. Ein großer schwarzer Hund, dem Totengräber ge-

hörig, beschloß den Zug, das Tier schien das einzige Wesen zu sein, welches den Ernst des Augenblicks fühlte.

Mit gellendem Schrei eilte Julie auf den Sarg zu.

„Jean, Jean, Teufel! Nur noch einmal will ich Dich sehen,“ rief sie. Sie riß das Totentuch herab und verlor die Deckel des Sarges zu öffnen. Allen die beiden Soldaten hinderten sie daran und führten sie hinter den Zug.

„Verhalten Sie sich ruhig, der Sarg ist zugemauert.“

„Ich will ihn sehen, nur noch ein einziges Mal, zum letztenmal umarmen,“ fluchte Julie, „Gnade, Ihr tötet einen Menschen und getötet nicht, daß man ihm den letzten Gruß giebt!“

„Vorwärts, keinen Lärm gemacht,“ befahl der Soldat, während man das Tuch wieder über den Sarg warf. „Sie dürfen hier nicht schreien, wenn Sie nicht ruhig sind, dürfen Sie dem Zuge nicht weiterfolgen.“

Julie begriff nun, daß Jean, seit er hierher gebracht, ihr nicht mehr gehörte. Selbst auf seine Leiche hatte sie kein Anrecht, eine fremde grausame Macht hatte sich seiner bemächtigt, welche es sogar verhindern konnte, daß seine Frau ihn zur letzten Ruhestätte begleite.

Sie fügte sich den Befehlen und ging neben dem Hunde her. Ihre verstörten Wienen nahmen plötzlich einen nachdenkenden Zug an. In ihrem Kopfe reifte ein Plan.

Der Kirchhof war in zwei Teile getheilt. Die eine Seite war für die verstorbenen Beamten und deren Familien, die andere Seite für die gestorbenen Gefangenen bestimmt. Dort waren Kreuz- und Blumen auf den Gräbern, hier ein wüstes Stüd Land.

Man setzte den Sarg an den Rand einer Grube nieder. Julie näherte sich nicht, sie war hier nur gebudet.

Sie sah, wie man den Sarg in die Grube ließ, wie die Gefangenen dieselbe zuschüttelten. Alle ihre Fibern zuckten, wenn eine schwere Erdscholle auf den Sarg fiel.

Als das Grab zugeworren, ging sie näher heran und fiel an dem frischen Hügel auf die Kniee.

Die Soldaten, der Wächter, traten einige Schritte zurück und überließen sie ihrem stummen Schmerz.

Man wollte den Kirchhof sichten, Julie mußte das Grab verlassen.

Der Pfarrer ging an sie heran und richtete sie auf. Er versuchte mit ihr von einer Welt zu sprechen, wo es keine Schmerzen geben soll — sie hörte nicht darauf — sie begriff nur, daß sie den Kirchhof verlassen müsse.

Sie schleppte sich hinaus und setzte sich auf einen Stein an der Kirchhofspforte nieder.

„Ich werde Dich doch sehen, sagte sie, trotzdem man mich in Deiner Krankheit nicht zu Dir ließ, trotzdem man mich nicht gestattete, Dir den letzten Gruß zu geben. Ich muß Dich sehen, denn sie können einen anderen eingedarscht haben und sagen, es sei Jean gewesen.“

Sie erinnerte sich, daß es auch einen Jaques (spr. Jak, Jakob) Tissot in ihrem Dorfe gegeben hatte. Welcher ähnlicher Name, wie leicht hätte man sie beide verwechselt.

In ihrem Sinn flog dieser Gedanke Platz. Sie glaubte, daß es Jaques Tissot war, welchen man jochen beerdigt und daß ihr Jean sich des besten Wolfes ins erkreute, nicht ahnend, daß seine Julie vor Nummer um ihn halb tot ist.

Ihre Gedanken verwirrten sich, eine andere Idee nahm sie gefangen.

„Ist es unmöglich, daß sie ihn lebendig begraben haben?“ fragte sie sich. Er könnte einen Dymnachtsanfall gehabt haben und man hat ihn für tot gehalten. Er könnte auch schwach sein. Gektern tot und beste schon beerdigt.“

Sie erinnerte sich an die Erzählung, nach welcher eine alte Dame beerdigt, welche, als ein Dieb sie aufscharrten und ihres Schmachts beraubten wollte, wieder erwachte.

„Rein, ich lasse Dich nicht sterben, ich werde Dich wieder aufwecken,“ sagte sie ausbrachen.

In wenigen Minuten hatte sie einen wahnwitzigen Plan gefaßt. „Ich verstehe mich im Walde, wenn es Nacht ist, werde ich über die Kirchhofsmauer steigen und das Grab aufscharrten. — Ihre Augen glänzten vor Freude bei diesem Gedanken.“

Arme Julie, Du weißt nicht, daß Du zu schwach bist, den Deckel des Sarges zu entfernen, daß das Herz, welches für Dich so warm geschlagen, von dem Arzte herausgeschnitten, daß seine Brust, an welcher Du einst ruhst, zerstückelt ist.“

Julie ahnt nichts von alledem, ihr Geist ist von der Nacht des Wahnsinns umfungen. — —

Sie ist in den Wald gegangen, hat sich dort in einer Grube unter Brombeerräucher verdeckt und erwartet das Herabbrechen der Nacht. Der Sturm plagt sie, in ihrem Innern brennt es wie Feuer, die Schläfen drohen zu springen. Endlich wird es dunkel. Sie schreitet durch den Wald, bis sie von Dornenfräuchern selbgehalten wird. Sie glaubt dahinzukriechen, aber sie steht noch immer in dem

Gestrüpp. Alles scheint sich um sie herumzudrehen. Die Bäume hält sie für drohende Gestalten. Den Schrei einer Gule hält sie für Jeans Ruf. Mit übermenschlicher Kraft reißt sie sich los, eilt auf die vor ihr liegende Richtung zu, wo der Kirchhof liegt.

Schon steigt sie auf die Mauer, da erblickt sie ein großes, schwarzes Kreuz, welches sie für ein übermenschliches Wesen hält. Es scheint seine Arme zu öffnen, ihr entgegenzufliegen, sie zu umfassen. Ein unwagher Schrei und Julie fällt zurück. Der Mond beleuchtet ihr bleiches Gesicht, eine wohlthätige Dymnacht hält sie umfungen und löst sie alle Schmerzen, allen Kummer vergeßen.

Am folgenden Tage bemerkte sie ein Landmann. Er ging heran, seine Fragen wurden von ihr mit unverständlichen Worten beantwortet. Da sie starb im Fieber lag, schaffte man sie nach dem Krankenhaus der benachbarten Stadt.

Juliens Wahnsinn war schrecklich. Sie erhob sich von ihrem Lager, fiel vor der barmherzigen Schwester auf die Knie und bat sie, sie zu ihrem Zuge zu führen.

„Ich bin seine Frau, sagte sie. Wenn Sie wüßten, wie er mich liebt. Keinen haben wir auf der Welt als uns, niemanden. Ich bin ihm sein alles. Ich werde ihn heilen. Dann iprang sie auf, faßte die Schwester an die Kehle und rief: Ihr Genden, wollt ihr ihn mich nicht jense lassen, selbst im Tode nicht! — Verfluchte Mörder, verfluchte Reglements.“

Vier Tage später trug man sie auf den Kirchhof. Ihrem Sarge folgte nicht einmal der Hund. Niemand betrauerte dieses Leben, welches der Unbarmherzigkeit der Menschen zum Opfer gefallen. Verlassen wie Nr. 4237 wurde sie der Erde übergeben.

Ueber einen merkwürdigen Fall von Wetterleuchten

berichten die Archives de Medicine et de Pharmacie militaires: Dr. Ghenet, Militärarzt der Garnison Batna (Algerien), befaßt sich am 27. August 1889 auf dem Wädhug nach dieser Stadt in Begleitung eines Landmanns und zweier Kraber, welche der Franzosen als Führer dienten. Alle vier waren zu Pferde. Es hatte während des Tages eine ungewöhnliche, erhellende Hitze geherrschet und seit 7 Uhr abends fielen ununterbrochen Donner- schläge nach allen Richtungen; aber es regnete nicht. Um 9 Uhr abends befanden sich die Wetter ungefähr 16 1/2 Kilometer von Batna auf dem Gipfel eines kleinen unbewaldeten Hügels, 1300 Meter über dem Meerespiegel. Plötzlich begann der Wind von Westen her mit großer Heftigkeit zu wehen, und aus dem benachbarten Thal hob ein hartes Gewitter direkt auf die Reisenden los. Die Blitze waren heller und leuchtender, die Donnerschläge lauter als früher, die Pausen von kaum 2-3 Sekunden, während allmählich einige Tropfen niederfielen. Trotz der Dunkelheit setzten die Reisenden ihren Weg fort, voran einer der Führer, 50 Meter hinter ihm Dr. Ghenet, dann in einer Entfernung von etwa 30 Meter dessen Landmann und endlich der zweite Kraber, der den Zug schloß. Der Wind hatte sich ein wenig gelegt, als plötzlich Ghenet eine ungeheure, weiße, kugelförmige Flamme unter den Beinen seines Pferdes herabbrechen sah, die ihn vollständig umhüllte. Er sprang eine heftige Schüttelung und merkte zugleich, daß sein Pferd von starken zitternden Bewegungen befallen war, so daß er einen Augenblick glaubte, es würde sich überschlagen. Dann fuhr der Arzt, wie aus seinen fingern Funken prühlten, wie sein Hart und seine Haare sich sträubten und endlich verlor er für einige Momente das Selbstbewußtsein. Er riß die Augen weit auf, um irgend etwas wahrzunehmen, aber der weiße Lichtschein verlor sich auf der Höhe aus — er war geschwunden. Heller Entsetzen riß sein Begleiter ihm zu: „Was haben Sie denn, Doktor? Sie sind ja ganz leuchtend!“ Werfen Sie den Stab weg, den sie in der Hand haben, er brennt!“ Ghenet ließ den Stab fallen, dessen er sich bediente, um die Anzeigen seines Pferdes zu lenken, und den in der That elektrische Funken umhüllten. Dann federete er seinen Begleiter auf, unverzüglich von Pferde zu steigen, um eine zweite elektrische Entladung zu vermeiden. Er stellte sich selbst auf die Erde, die Augen immer noch fest geschlossen und mit dem Vorhau, sich möglicste Klarheit über die etwa noch folgenden Erscheinungen zu verschaffen. Seine Herz- und Atmungsbewegungen waren in jenem Augenblicke ganz leblos verlangsamt. Einige Sekunden später ließ Ghenet durch die geschlossenen Augenlider hindurch wieder eine enorme weiße Flamme, ebenjo blendend wie die erste, die ihn von allen Seiten umluderte. Inmitten dieser elektrischen Phänomene fühlte er heftige Schätze und empfand gleichzeitig ein unbeschreibliches Grauen. In jedem Moment hörte er ein sich her verlaufendes Schmettern und sah einen Meter über seinem Haupte einen kurzen, trodenen Donnerschlag. Wie bei der vorigen Entladung krüchten Funken aus seinen fingern, und als er die Augen öffnete, sah er sein Pferd ganz in Flammen. Im nächsten Augenblicke schon war ihm eine dritte Entladung, die härter war als die beiden anderen, zu Boden. Er hatte die Augen geschlossen, sah aber dennoch klar etwa 50 Meter entlang eine leuchtige Pfadlinie und zugleich hörte er ein kurzes, schrilles Geräusch. Dieser Blitz von rötlich-weißer Farbe ging von Osten nach Westen, also in der dem Winde entgegengesetzten Richtung. Sofort begann ein starker Regen zu fallen, der jedoch nur kurze Zeit anhielt. Ghenet hatte sich erholten. Es gab noch einen vierten kugelförmigen Blitz, der ihn wie die anderen elektrifizierte, aber in geringerer Maße als die früheren. Trotz der Verwundung, den Schlägen und dem Krübben in der linken Körperseite konnte Ghenet seinen Weg fortsetzen. Seine Herz- und Atmungsbewegungen waren in jenem Augenblicke beträchtlich beschleunigt. In seinem Jagdinstinkt waren die Siderenzen vollständig schwarz geworden. Am 28. morgens konnte er in Batna folgende Erscheinungen anführen: „Am 28. morgens bis ich in geschlagener Hinte dahinzog, sowie bräunliche und dunkelrote Flecken auf der äußeren Seite der linken Wleber, besonders am Vorderarm. Diese Bluterisse verschwanden vollständig erst

M. Michaelis, neben dem Buttergeschäft von F. H. Krause,

empfehlend in größter Auswahl:

angef. Schuhe zu 1 M.
musterf. Schuhe von 60 Pf. an.
" Kissen von 1 M. an.
" Sosensträger von 1 M. an.
angef. Brotbeutel von 70 Pf. an.
" Kammerschürzen v. 90 Pf. an.
" Werdhandtücher v. 1 25 Pf. an.

Kapotten von 25 Pf. an.
Unterjucken von 1 M. an.
Jugdwesten von 1.50 M. an.
Barchent- Hemden für Männer,
Frauen u. Kinder v. 50 Pf. an.
Jägers Normalhemden v. 75 Pf. an.
Herren-u. Damenkamisjols v. 60 Pf.

Me tzeuge, Wtr. von 25 Pf. an.
Inletts, Wtr. von 45 Pf. an.
Hemdenmacher, Wtr. von 25 Pf. an.
Leinen, Wtr. von 45 Pf. an.
Barchente, Wtr. von 35 Pf. an.
halb. Kleiderstoffe, doppelt, v. 45 Pf.
Flanelle, la. Qual., v. 75 Pf. an.

Hinderkleidchen von 50 Pf. an.
Mäusen von 1.25 M. an.
Kinder-Bephr. Strümpfe 30 Pf. an.
Secten-u. Damenstrümpfe 30 Pf. an.
Schürzen f. Damen u. Kinder v. 20 Pf. an.
Schülertragen von 85 Pf. an.
Schürzen in Qualitäten.

Grosse Ulrichstrasse 25.

Grosse Ulrichstrasse 25.

